

Lebenswelt Nachbarschaft als Möglichkeitsraum sozialer Kohäsion

Regina Mikula

Abstract

*Unsere Gesellschaft ist offensichtlich und spürbar für jeden Menschen seit Ausbruch der Corona-Pandemie anders geworden. Aufgrund der Auswirkungen gegenwärtiger gesellschaftlicher Problemlagen stellt sich die Frage nach der Stärkung des sozialen Zusammenhalts bzw. nach einem gelingenden Zusammenleben im lokalen Nahraum Nachbarschaft. In diesem Artikel geht es um Nachbarschaft als unmittelbare und unhintergehbare Lebenswelt jedes Einzelnen. Gefragt wird danach, welche Formen privater Nachbarschaftshilfe während des ersten Jahres in der Corona-Pandemie zu beobachten waren. Ausgangspunkt der Überlegungen ist das Individuum, das in der Nachbarschaft einen vorstrukturierten Orientierungsrahmen für soziales Handeln vorfindet, und gefragt wird danach, wie Nachbar*innen als vermeintlich vorerst Fremde fürsorgliche Unterstützungsleistungen tätigen und damit einen Beitrag zur Stärkung sozialer Kohäsion leisten.*

Keywords: soziale Kohäsion, Nahraum Nachbarschaft, Solidarität, freiwilliges privates Engagement

1. Einleitung

Unsere Gesellschaft ist definitiv und spürbar für jeden Menschen seit Ausbruch der Corona-Pandemie *anders* geworden. Kaum etwas wird in politischen Statements der vergangenen Jahre so häufig und vehement beschworen wie der gesellschaftliche Zusammenhalt, wie die Verantwortung jedes Einzelnen in und für unsere Gesellschaft, um die gegenwärtige globale Krise zu bewältigen. Hingewiesen wird auch auf den Verfall des Sozialen bzw. das Fehlen gesellschaftlicher Solidarität. In dieser von Verunsicherung, Unvorhersehbarkeit und Unplanbarkeit geprägten Welt gibt es umso mehr eine spürbare Sehnsucht nach sozialer Nähe und Verbundenheit sowie nach

Verbindlichkeit, Verlässlichkeit, Eindeutigkeit und Planbarkeit. All dies lässt somit die Frage nach der Stärkung des sozialen Zusammenhalts bzw. nach einem gelingenden Zusammenleben gerade im lokalen Nahraum Nachbarschaft entstehen. Ein Blick in die konkrete Nachbarschaftskultur lohnt sich daher, da gerade Nachbarschaften in Krisensituationen potenziell flexibler reagieren und agieren können als etwa formalisierte bzw. institutionell organisierte Hilfsformen. Durch informelle Kontaktnetzwerke können unter bestimmten Rahmenbedingungen personale und soziale Ressourcen bei alltagspraktischen Aufgaben unbürokratisch und rasch aktiviert werden. Nachbarschaft birgt somit – als unmittelbare und unhintergehbare Lebenswelt jedes Einzelnen – ein gewisses Potenzial für die Sicherung des gesellschaftlichen Zusammenhalts; das zeigt sich gerade in diesem Mikrokosmos, der von räumlicher Nähe ebenso geprägt ist wie von gleichzeitiger Distanziertheit.

Der Fokus der hier vorliegenden Überlegungen zu Nachbarschaft liegt auf der Mikroebene; es ist das Individuum, das in der unmittelbaren Lebenswelt Nachbarschaft einen gewissen Orientierungsrahmen für soziales Handeln vorfindet. »Plötzlich wird mir klar, dass ich, um überleben zu können, des hilfreichen anderen bedarf, wie andere meiner bedürfen« (Meueler 2002: 60). Bezogen auf die Perspektive sozial engagierter Menschen wird in diesem Artikel unter Zuhilfenahme literarischer Quellen am Beispiel der privaten Nachbarschaftshilfe daher gezeigt, welche Formen nachbarschaftlicher Beziehungen und Hilfeleistungen sich beobachten lassen. Abschließende Betrachtungen zum Nahraum Nachbarschaft verweisen auf die Nachbarschaftshilfe als Möglichkeitsraum für individuelle und kollektive Veränderungsprozesse, die in der Lage sind, die soziale Kohäsion einer Gesellschaft zu stärken.

2. In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich?

Die eingangs gestellte Leitfrage wird von verschiedenen Expert*innen und Wissenschaftler*innen aus unterschiedlicher Perspektive je nach zugrundeliegenden Gesellschaftskonzepten zur Skizzierung von Zeitdiagnosen und Markierungen der Gesellschaft verwendet. Als Antwort auf diese Frage liest man seit einigen Jahrzehnten von Begriffen, deren Spektrum von der Risikogesellschaft (vgl. Beck 1986), der Erlebnisgesellschaft (vgl. Schulze 1992), der Zivilgesellschaft (vgl. Klein 2001) über die Informations- und Wissensgesellschaft (vgl. Weingart 2003), die Beschleunigungsgesellschaft (vgl. Rosa 2005), die fluide Gesellschaft (vgl. Keupp 2008), die Migrationsgesellschaft (vgl. Meche-

ril 2010) bis hin zur Abstiegs-gesellschaft (vgl. Nachtwey 2016), digitale Gesellschaft (vgl. Hepp 2021) und jetzt Corona-Gesellschaft (vgl. Volkmer und Werner 2021) reichen. Diese zu verschiedenen Zeiten immer wieder refigurierten Zeitdiagnosen eignen sich, um Anknüpfungspunkte für die gewählte Themenstellung zu finden. Gegenwärtig gewinnt vor allem die etwas ältere Bezeichnung *fluide Gesellschaft* (vgl. Keupp 2008) an Bedeutung, denn es scheint sich doch alles Stabile und Gleichbleibende in zunehmender Unsicherheit, permanenter Veränderung und Instabilität bzw. Unübersichtlichkeit zu befinden. Auch die Demokratie gelangt zunehmend an ihre Grenzen, denn das Vertrauen in die Politik schwindet, Politikverdrossenheit und Interessenskonflikte nehmen zu; das ergibt insgesamt eine gesellschaftlich kritische und besonders herausfordernde Gesamtsituation. Mitten in der vierten Welle der Corona-Pandemie wird die Debatte daher einerseits bestimmt von der Frage nach Stabilisierung und Sicherheit in Zeiten steigender Verunsicherung. Und andererseits besteht die Gefahr, dass Polarisierungen und soziale Ungleichheiten aufgrund gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Verwerfungen zunehmen. Soziolog*innen konstatieren in diesem Zusammenhang schon seit längerer Zeit eine anwachsende Erosion der Gesellschaft (vgl. Müller 2017). Dies befördert ein Gefühl der Bedrohung, dass gerade angesichts dieser Umbrüche und Dynamiken der soziale Zusammenhalt schwindet. Je stärker derartige gesellschaftliche Veränderungsdynamiken sind, umso mehr wird in sozialwissenschaftlichen Diskursen über das sogenannte gesellschaftliche *Unterfutter* bzw. den sozialen Kitt nachgedacht. Im Mittelpunkt der Bestimmung dessen stehen »[...] bestimmte Grundzüge der sozialen Organisation, beispielsweise [...] Netzwerke, Normen und soziales Vertrauen, die Koordination und Kooperation zum gegenseitigen Nutzen fördern [...]« (Putnam 2001: 257). Der soziale Kitt zeigt sich in diesem Zusammenhang vor allem in der Zivilgesellschaft als bürgerschaftliches Engagement. Schließlich ist es die Bürgergesellschaft, »die der Leitidee der Zivilgesellschaft verpflichtet ist, [sie] stützt sich auf bürgerschaftliches Engagement und eröffnet Bürgerinnen und Bürgern Möglichkeiten für selbst organisierte Mitgestaltung und Beteiligung« (Enquete-Kommission 2002: 38). Die brisante Frage in dieser Gemeinwohldebatte ist, ob der soziale Zusammenhalt mehr und mehr verloren geht und wie eine von Diversität geprägte Gesellschaft mit den gegenwärtigen Herausforderungen und Anforderungen umgeht. Oder anders gefragt: Unter welchen Bedingungen entstehen für Einzelne bzw. Kollektive Möglichkeiten und Chancen zu einem gelingenden Zusammenleben im Sinne einer gemeinwohlorientierten Kooperation? Wo steht mehr die Sozialität und weniger der

Eigennutzen im Vordergrund? Eine Zivilgesellschaft, das ist evident, lebt vom bürgerschaftlichen Engagement ihrer Mitglieder, sie ist auch auf den freiwilligen, ehrenamtlichen und damit unentgeltlichen Einsatz, den Bürger*innen tagtäglich in Bürgerinitiativen, Vereinen, sozialen Bewegungen, Selbsthilfegruppen und auch in klassischen sowie privaten Formen u.a. der Nachbarschaftshilfe leisten, angewiesen. Die Annahme, dass es durch nachbarschaftliches Engagement möglich ist, »den bröckelnden Kitt, der die Gesellschaft zusammenhält, wieder anzurühren« (Reutlinger 2018 zit.n. Fromm und Rosenkranz 2019: 166), soll nun näher erläutert werden.

3. Gesellschaftliche Krisen als Bedingungsfeld für Solidarität und soziale Kohäsion

Sind Krisen in einer Gesellschaft tatsächlich eine hinreichende Bedingung, den bröckelnden *Kitt* durch solidarisches, unterstützendes Handeln zusammenzuhalten? Im wissenschaftlichen Diskurs bilden Solidarität sowie soziale Kohäsion wesentliche Grundlagen für eine funktionierende Demokratie, doch vielfältige gesellschaftliche Krisen bedrohen sie heute vielerorts. Der Begriff der Solidarität (vgl. Bude 2019) ist, betrachtet man gegenwärtige gesellschaftliche Entwicklungen, in seiner historischen Verfasstheit unterschiedlich relevant und gleichzeitig im gegenwärtigen Gebrauch umstritten. Einerseits wird Solidarität als unabdingbar und förderlich für das Zusammenleben in einer Gesellschaft verstanden, andererseits wird der zunehmende Verlust von Solidarität beklagt. Implizit erkennen wir gegenwärtig eine *neue* Sehnsucht nach einer gelingenden kommunalen Praxis, einem Wir-Gefühl, einer Verbundenheit im Sozialen, in der Empathie ebenso gelebt wird wie die Haltung, sich mit *sozial Benachteiligten* und *Schwächeren* in der Gesellschaft zu solidarisieren. Dabei geht es nicht nur etwa um den Zusammenhalt innerhalb einer bestimmten Gruppe von Menschen, sondern auch um den Zusammenhalt über verschiedene Gruppen und Schichten bzw. Milieus hinweg. Beides zusammen bildet schließlich diese Art *soziologischen Klebstoffs*, der sich einerseits durch informelle nachbarschaftliche Beziehungen – *bonding social capital* – und andererseits im Gegensatz dazu in der brückenbildenden Form – *bridging social capital* – als institutionalisiertes soziales Engagement zeigt (vgl. Putnam 2001: 22f). Gerade der Blick auf Nachbarschaft als solidarische Gemeinschaft in Zeiten der Corona-Pandemie lässt meiner Ansicht nach interessante Antworten auf die Frage »Was hält eine Gesellschaft zusammen?« finden.

Nicht nur das Gefühl, es gibt einen gemeinsamen Gegner, so mikroskopisch klein dieser auch sein mag, sondern die reale Bedrohung durch dieses Virus führte zumindest am Beginn der Pandemie im Jahr 2020 zu einem Mehr an sozialer Verbundenheit und zu einer besonderen Form der Solidarität als Inbegriff gefühlhaltiger Bindekräfte. Soziales Engagement in der Nachbarschaft ist nicht verschwunden, wie oft konstatiert wird. Vielmehr nehmen kooperativ soziale Nachbarschaftsbeziehungen veränderte Formen an und wandeln sich unter bestimmten Umständen zu einer Art »emotiver Nachbarschaft« (Schmitz 2009: 423). Vor zwei Jahren wurde beispielsweise solidarisches Handeln vielerorts sichtbar und hörbar: In der *Nacht der singenden Balkone* begannen unzählige Menschen gleichzeitig auf ihren Balkonen, Terrassen oder vor den Häusern zu musizieren und zu klatschen. Die Anerkennung galt jenen Mitbürger*innen, die im Gesundheits- und Sozialbereich, aber auch im Dienstleistungssektor unermüdlich für die Allgemeinheit gearbeitet haben. In dieser Form der Solidaritätsbekundung zeigte sich ein neuer Typus einer freien »Verbundenheit trotz Differenz« (Bude 2019: 17). Solidarität bedeutet in diesem Sinne, sich offensichtlich so zu verhalten, dass es der Gemeinschaft dienlich und förderlich ist. Das ist auch

»unabhängig davon, ob man als Einzelperson durch eine Gegenleistung belohnt wird [...]. Solidarität ist kein Tauschgeschäft, auf das man sich gelegentlich einlässt, weil es Vorteile bringt. [...] Wer aber alles im Vergrößerungsspiegel des Eigennutzes sieht und Solidarität an eine Gegenleistung bindet, hat den Sinn von Solidarität nicht verstanden« (Rinofner-Kreidl 2021: o.S.).

Was nämlich zu Beginn der Pandemie an Unterstützung und privaten Hilfeleistungen in Form eines gemeinsamen Sich-Kümmerns um andere – im Sinne *Wir-sind-für-euch-da* – wahrnehmbar war, scheint sich in der vierten Welle der Pandemie unter Rückgriff der Grund- und Freiheitsrechte etwas aufzulösen. Wie schwach oder stark bzw. bindend eine soziale Kohäsion ist, hängt von vielen Faktoren ab, unter anderem von sozialer Ungleichheit, der Kluft zwischen Reich und Arm, der Anzahl der Abgehängten oder sich in einer prekären Lebenslage befindenden Personen in einer Gesellschaft, also der sozialen Schieflage insgesamt. Menschen unterschiedlichen Alters, unterschiedlicher Herkunft, finanzieller Situation, sozialen Status oder kulturellen Hintergrunds können demgemäß eine hohe oder aber auch eine niedrige soziale Kohäsion aufweisen (vgl. Hamm 2000: 27). Was bedeutet das nun

für den Zusammenhalt in der Nachbarschaft als eine spezifische Form eines Beziehungs- und Interaktionssystems?

Zur Kultur des Zusammenlebens gehören lokale Gemeinschaften, die ohne Nachbarschaft nicht denkbar sind. Nachbarschaften sind zum Ersten an räumliche Nähe (Wohn- und Siedlungsverhältnisse) gebunden, zum Zweiten sind sie ein spezifisches Sozialsystem und zum Dritten stellt Nachbarschaft ein spezielles Geflecht sozialer Nahe- bzw. Kontaktverhältnisse in der räumlichen Lebenswelt dar. Nachbarschaft kann definiert werden als »soziale Gruppe, deren Mitglieder primär wegen der Gemeinsamkeit des Wohnortes miteinander interagieren. Nachbar ist dann der Begriff für alle Positionen, die manifest oder latent Träger nachbarschaftlicher Beziehungen sind« (Hamm 1973: 18, zit.n. Alle und Kallfaß-de Frênes 2016: 12). Aber wer sind eigentlich die Nachbar*innen, die angesichts der Homogenität oder Heterogenität ihrer Denk- und Lebensweisen sowie ihrer Lebensstile, Gebräuche und Rituale räumlich in der Nähe und gleichzeitig in einer gewissen Distanz zueinander tagtäglich ihr Leben versuchen? »Ist der Nachbar vielleicht nicht mehr nur der andere von nebenan oder gegenüber, sondern tendenziell längst ein Fremder geworden?« (Schilling 2016: 1). Der Dialog von Karl Valentin mit einem Professor über *Die Fremden* (1940/2019: 80) gibt aus literarischer Perspektive eine Antwort darauf und bringt das prinzipielle Fremd-Sein in der Welt treffend zum Ausdruck.

Professor: [...] und wie heißt die Mehrzahl von fremd?

Valentin: Die Fremden.

Professor: Jawohl, die Fremden. [...] Und was ist ein Fremder?

Valentin: Fleisch – Gemüse – Mehlspeisen – Obst usw.

Professor: Nein! – Nein – Nicht was er isst, sondern was er tut.

Valentin: Er reist ab.

Professor: [...]. Er kommt aber auch an – und ist dann ein Fremder. Bleibt er dann für immer ein Fremder?

Valentin: Nein. Ein Fremder bleibt nicht immer ein Fremder.

Professor: Wieso?

Valentin: [...]. Weil jeder Fremde, der sich fremd fühlt, ein Fremder ist, und zwar solange, bis er sich nicht mehr fremd fühlt – dann ist er kein Fremder mehr.

Professor: [...]. Es gibt aber auch Fremde unter Fremden. [...]. Und was sind Einheimische?

Valentin: Einheimische sind das Gegenteil von Fremde. Aber dem Einheimischen sind die fremdesten Fremden nicht fremd. Er kennt zwar den Fremden persönlich nicht, merkt aber sofort, dass es sich um einen Fremden handelt, bzw. um Fremde handelt [...].

Professor: Das Gegenteil von fremd ist bekannt. Ist ihnen das klar?

Valentin: Eigentlich ja! Denn, wenn z.B. ein Fremder einen Bekannten hat, so muss ihm dieser Bekannte zuerst fremd gewesen sein, – aber durch das gegenseitige Bekanntwerden sind sich die beiden nicht mehr fremd.

Dieser Dialog verweist auf eine spezielle Verfasstheit und auf explizite Merkmale von Fremdheit, die auch in der alltäglichen Praxis Nachbarschaft zu beobachten sind. Es geht nämlich in Nachbarschaftsbeziehungen auch um bestehende Auffassungen von Fremdheit und Bekanntheit, von Selbst- und Fremdbildern und von ICH und die ANDEREN. Nachbar*innen reagieren auf ihr Gegenüber aufgrund ihrer Weltsichten und den darin implizit eingelagerten Erwartungen unterschiedlich, etwa mit Zustimmung oder Zurückweisung oder aber auch mit der Annahme von Gemeinsamkeiten, der Unterstellung etwa von Unterschieden. Der Einwand, der Nachbar von nebenan ist kein *Fremder* im gegenwärtigen wissenschaftlichen Diskurs, wie er etwa in der Migrationsforschung (vgl. Reuter und Mecheril 2015) verwendet wird, ist berechtigt, und dennoch kann diese Metapher zum Verstehen gesellschaftlicher Kohäsion beitragen und für das Zusammenleben im Kontext Nachbarschaft etwas Wesentliches verdeutlichen. »Das Verstehen nämlich ist – im Unterschied zur fehlerfreien Information und dem wissenschaftlichen Wissen – ein komplizierter Vorgang, der niemals zu eindeutigen Ergebnissen führt. Es ist eine nicht endende Tätigkeit, durch die wir Wirklichkeit in ständigem Abwandeln und Verändern begreifen und uns mit ihr versöhnen, das heißt durch die wir versuchen, in der Welt zu Hause zu sein« (Arendt 2000: 110). Interessant ist im übertragenen Sinne, ob und wie Menschen sich in der Nachbarschaft zu Hause fühlen, wie sie ihr Leben unter Nachbar*innen gestalten, das hängt letztlich auch mit der Überwindung der Differenz zwischen Eigenem und Fremdem zusammen. Und dort, wo Menschen sich zu Hause fühlen, geht es um »ein sich-Einfinden und Zurechtfinden in einem gesellschaftlichen Raum aus Bedingungen und Möglichkeiten [...]« (Mikula und Lechner 2014: 13). Dieser *space*, der in der Nachbarschaft durch spezielle strukturelle Bedingungen (z.B. Nähe-Distanz, Privatsphäre-Öffentlichkeit, Familie-Bekannte) gekennzeichnet ist, wird durch die lebensweltlichen Alltagspraktiken zu einem *place* mit mehr oder

weniger sozialer Kohäsion. In der miteinander geteilten räumlichen Lebenswelt entsteht so das essenzielle Moment einer Zugehörigkeit im Sozialraum. Mit sozialer Kohäsion ist auch das Vorhandensein von Verantwortung gegenüber dem Einzelnen und der Gemeinschaft verbunden. Das geht über einen Smalltalk und die Unterstützung einer kleinen Gefälligkeit hinaus und meint vielmehr eine stärkere soziale Bindung im Sinne eines Wir-Gefühls, mithin einer Gruppenkohäsion. Das bedeutet, dass einzelne Personen sich für Belange, die über die eigenen hinausgehen, mitverantwortlich fühlen und sich aktiv zum Wohle der Mitmenschen engagieren. Möglich wird dies auf Basis von wechselseitigem Respekt, Toleranz und sozialem Vertrauen. Damit ist eine spezielle Art von Vertrauen gemeint, die außerhalb familiärer, verwandtschaftlicher oder freundschaftlicher Beziehungen existiert. Indem Menschen beispielsweise ihrer Nachbarin sagen, was sie vom Einkaufen oder der Apotheke benötigen, sagen sie auch, wer sie sind, was sie essen bzw. was sie zur Genesung benötigen. Menschen brauchen für ein gelingendes Leben das Gefühl von Angenommensein, egal was sie essen, egal wie sie wohnen, egal mit wem sie leben, egal welche Sprache sie sprechen, egal woher sie kommen. Wenn das alles egal ist, dann können Nachbarschaften offensichtlich kohäsiv sein und es stellt sich eine Form von Zugehörigkeit und Aufgehoben-Sein ein. Klingt sozialromantisch, aber so einfach ist es nicht. Denn eine weitverbreitete Norm gutnachbarschaftlichen Verhaltens ist die Distanznorm. Ob Distanz oder Nähe, gewiss ist, der Nachbarschaft kann man sich nicht entziehen (vgl. Siebel 2015: 12). Man könnte sagen: »NachbarIn ist man also, ob man will oder nicht, und unabhängig davon, ob man seine NachbarInnen mag« (Hamm 2000: 174). Und gerade deshalb ist interessant, wie räumliche Nähe trotz dieser Distanznorm unter bestimmten Konstellationen und Umständen zu sozialer Nähe werden kann. Der Sozialraum Nachbarschaft kann zwar als hinreichende Bedingung für innere Kohäsion und soziales Engagement verstanden werden, aber nicht unbedingt als eine notwendige. Gerade weil Kontakte zu Nachbar*innen zum Lebensalltag vieler Menschen gehören, stellt sich die Frage, unter welchen situativen Bedingungen enge nachbarschaftliche Beziehungen entstehen und unter welchen Voraussetzungen die vermeintliche Fremdheit sich in Vertrautheit verwandeln kann.

4. Veränderte Formen der Unterstützung in der Nachbarschaft

Das Alltagsphänomen Nachbar ist universell und heterogen zugleich, denken wir nur an den Nachbarn auf der Schulbank und das Nachbarhaus, den Nachbarort, das Nachbarvolk und den Nachbarstaat. Aufmerksamkeit geschenkt wird hier den Einzelakteur*innen, die durch ihre Zugehörigkeit eines strukturell abgrenzbaren Nahraumes als Nachbarn*innen von nebenan oder gegenüber erkennbar sind. Nachbarschaft ist somit Ausdruck einer Beziehungsform im Raum. Alle Menschen wohnen irgendwo und das bedingt eine wie auch immer geartete Nachbarschaft. Ausgangspunkt nachbarschaftlicher Beziehungen kann die Wohnungstüre oder das Gartentor als Grenze zwischen privatem und öffentlichem Raum sein. Wie Menschen ihre Rolle als Nachbar oder Nachbarin performen, ist von unterschiedlichen Faktoren und Bedingungen abhängig. Grundsätzlich hängt die »Ausprägung nachbarschaftlicher Beziehungen von der Schicht- oder Milieuzugehörigkeit, der Stellung im Lebenszyklus oder der individuellen Aufgeschlossenheit ab« (Fromm und Rosenkranz 2019: 21). Bedeutsam ist aber auch das Bild, das man sich von den nebenan wohnenden Menschen macht. Man grüßt, borgt sich vielleicht eine Zwiebel oder in der Not ein Ei, nimmt eventuell Pakete von Paketzusteller*innen an, wechselt ein paar Worte zwischen den Mülltonnen, bespricht die Wetterlage oder die zunehmende Höhe der Thujenhecke. Ambivalent ist das Leben in der Nachbarschaft und die öffentliche sowie wissenschaftliche Diskussion darüber: Einerseits existiert die Tendenz zur Idealisierung und Romantisierung im Sozialen, zu einer Sehnsucht nach Nachbarschaft als innige Solidargemeinschaft. Und andererseits wissen wir von der Anonymität, der Vereinzelung und Vereinsamung gerade hinsichtlich älterer oder alleinstehender Menschen, die relativ zurückgezogen in ihren Häusern oder Wohnungen leben, über den Gartenzaun blicken, sich nach einem kurzen Gespräch im Treppenhaus oder am Gang sehnen; sie alle versuchen ihren Lebensalltag so gut wie möglich zu bewältigen. Soziale Kontrolle, gewisse Anpassungszwänge, flüchtiges Nebeneinander wird diesbezüglich ebenso beklagt wie wechselseitiges Desinteresse oder das Fehlen jeglicher Interaktion. Ein Gespräch am Gang mit dem Nachbarn namens *Harras* hätte auch dem Ich-Erzähler in Franz Kafkas Roman *Der Nachbar* (1961: 294) gutgetan; er mag *Harras* nicht, er kann ihn eigentlich *nicht* ausstehen.

Seit Neujahr hat ein junger Mann die kleine, leerstehende Nebenwohnung, die ich ungeschickterweise so lange zu mieten gezögert habe, frischweg ge-

mietet. Auch ein Zimmer mit Vorzimmer, außerdem aber noch eine Küche. Zimmer und Vorzimmer hätte ich wohl brauchen können – meine zwei Frauen fühlten sich schon manchmal überlastet –, aber wozu hätte mir die Küche gedient? Dieses kleinliche Bedenken war daran schuld, daß ich mir die Wohnung habe nehmen lassen. Nun sitzt dort dieser junge Mann. Harras heißt er. Was er dort eigentlich macht, weiß ich nicht. Auf der Tür steht: ›Harras, Bureau. Ich habe Erkundigungen eingezogen, man hat mir mitgeteilt, es sei ein Geschäft ähnlich dem meinigen.

Die Angst vor dem fremden Nachbarn bleibt, auch wenn das Wissen um seine Person im Laufe der Erzählung etwas mehr wird. Der Ich-Erzähler schafft den Schritt zum Gegenüber nicht, obwohl es viele Gelegenheiten dazu gäbe. Manchmal trifft der Ich-Erzähler *Harras* auf der Treppe, »[...] er muß es immer außerordentlich eilig haben, er huscht förmlich an mir vorüber. Genau gesehen habe ich ihn noch gar nicht, den Büroschlüssel hat er schon vorbereitet in der Hand. Im Augenblick hat er die Tür geöffnet. Wie der Schwanz einer Ratte ist er hineingeglitten und ich stehe wieder vor der Tafel ›Harras Bureau« (Kafka 1961: 294). Da sind also zwei junge Kaufleute, die nur durch eine Wand getrennt, aber doch in unmittelbarer Nähe leben und gleichzeitig auf wahrnehmbarer Distanz (z.B. Telefongespräche werden gegenseitig mitgetauscht) zueinander sind. Die Erzählung endet typisch Kafka: Man könnte sagen, es ist besser, *er* bleibt ein Fremder, als *er* wird womöglich noch ein Bekannter. Die Frage kann gestellt werden, ob der Geschäftsmann in Pandemiezeiten eine Kontaktaufnahme mit einer kleinen Geste versucht oder einfach nur *Guten Morgen* gesagt hätte. Ist der Nachbar nicht nur in der Erzählung, sondern auch im realen Leben zunehmend zu einem Fremden in unmittelbarer Nähe geworden? Haben wir Angst, die Privatheit zu verlieren und halten deshalb lieber Abstand voneinander, oder entstehen möglicherweise aus einer einmaligen Kontaktaufnahme weitere Verpflichtungen und scheuen wir uns vielleicht prinzipiell davor, einander näherzukommen?

4.1 Nachbar*innen erzählen

In persönlichen Gesprächen haben mir Menschen von ihren beeindruckenden Erfahrungen und bedeutsamen Erlebnissen erzählt, dass in der Corona-Zeit vermeintlich fremde Nachbar*innen von nebenan oder gegenüber ungefragt zu rettenden Helfer*innen in der Not geworden sind, zu eingeweihten Bekannten, die trösten, oder zu Freund*innen, die Rückhalt geben, und es

haben sich daraus teilweise nachhaltige und dauerhafte herzliche Beziehungen jenseits von Verwandtschaft oder Familie entwickelt. Berichtet wird von kleinen, netten Episoden, plötzlich auftretenden glücksbringenden Begebenheiten, die allesamt unverkennbar zum Ausdruck bringen, wie Menschen in Notsituationen oft plötzlich Halt finden und unerwartet viel miteinander zu tun bekommen: Wenn beispielsweise der Rettungswagen vor der Türe steht und die Nachbarskinder weinen. Ohne Vorbereitung und Vorwarnung helfen Nachbar*innen diskret und rücksichtsvoll, zeigen Einfühlungsvermögen, Anteilnahme, Mitgefühl, Sorge und wohlwollende Zugewandtheit. Die Nachbarschaft, als vorab flüchtiger Begegnungsraum, kann also unter situativ veränderten Bedingungen, relativ rasch zu einem lokalen Ort mit erstaunlicher sozialer Wirksamkeit werden, der geprägt ist von emotionaler Freude, Zuversicht und glücklichen Momenten. Menschen, die vorher eher einander fremd waren und sich nur schüchtern begrüßt haben, fühlen sich nach der Hilfestellung irgendwie familiär oder zumindest doch bekannter miteinander verbunden. Durch die gemeinsame Bewältigung einer schwierigen Lebenslage haben sie sich einander angenähert, grundlegendes Vertrauen zueinander aufgebaut und ein Gefühl von Respekt, Anerkennung und auch Fürsorge erfahren. Dieses Gefühl, wenn Kinder am Fensterbrett stehen und ein strahlendes Lächeln die traurigen Augen verblassen lässt, wenn eine liebevolle, vorsichtig distanzierte Umarmung mehr sagt als tausend Worte, dann ist emotionale Verbundenheit im Spiel. Diese verantwortungsvolle Bezugnahme aufeinander in stressigen und außergewöhnlichen Situationen ist nicht zu vergleichen mit jener höflich distanzierten wiewohl freundlichen Haltung vor der Pandemie, in der die Wahrung der Privatsphäre im Sinne der oben angesprochenen Distanznorm selbstverständlich war.

4.2 Räumliche Nähe – persönliche Distanz

Sowohl die territoriale Nähe als auch gemeinsame Grenzen sind zwar konstitutiv für den Möglichkeitsraum der nachbarschaftlichen Unterstützung und Hilfeleistung, aber allein die räumliche Nähe in der Nachbarschaft führt noch nicht zu Kooperationshandlungen oder zur Aktivierung von Ressourcen. Nur die Nähe beinhaltet für einzelne in der Nachbarschaft lebende Menschen noch keine moralische Verpflichtung, sich um Nachbar*innen zu kümmern. Solidarität ist also eine »Möglichkeit jedes Einzelnen [sich zu engagieren]. Man kann sie verwerfen, sie nutzen oder politisch oder wirtschaftlich ausschachten. Man kann sich ihr aber auch verpflichten, weil man dadurch sein eige-

nes Leben reicher und lebendiger macht« (Bude 2019: 12). Zugewandtheit zu Nachbar*innen findet nicht einfach statt, sondern es bedarf offensichtlich eines spezifischen Anlasses, einer wahrgenommenen Ausnahmesituation, um zu erkennen, da wird Hilfe benötigt, auch wenn diese weder eingefordert noch erwartet wird. Denn Nachbarschaft bedeutet nicht automatisch soziale Interaktion (vgl. Duerr 2000: 40). Wenn also einzelne Personen in der Nachbarschaft sich plötzlich in einer gemeinsam geteilten herausfordernden Lebenslage befinden, dann kann dies auch ein weiterer motivationaler Beweggrund für andere sein, im Sinne einer Vorbildwirkung, sich zu engagieren. So bietet beispielsweise auch der räumlich weiter weg wohnende Nachbar ungefragt seine Unterstützung an und sucht das persönliche Gespräch über den Gartenzaun. Ein Klima der reziproken Hilfestellung kann entstehen, indem persönliche Bedürfnisse und Befindlichkeiten plötzlich öffentlicher Gesprächsstoff in einer Wohnanlage oder in einem Dorf werden. Die rhetorische Frage *Wie geht es Ihnen?* entwischt in solchen Lebenslagen der oberflächlichen Antwort und kann zum Kristallisationspunkt für eine Offenheit in der interaktionellen Kontaktaufnahme werden. Dann werden Betroffenheit und Verantwortlichkeit spürbar sowie eine Ernsthaftigkeit im Hilfeangebot wahrgenommen, und es entsteht das, was als partizipatives Handeln und Stärkung sozialer Kohäsion bezeichnet werden kann.

4.3 Verschiedene Generationen – verschiedene Hilfeleistungen

Freiwilliges privates Engagement in der Nachbarschaft hängt prinzipiell auch mit der persönlichen Einstellung und Haltung anderen Menschen gegenüber zusammen, es braucht Empathie, eine gewisse Aufgeschlossenheit, Zuneigung, Interessiertheit, Zuvorkommenheit, Wachsamkeit und nicht zuletzt Herzensbildung. Damit ist eine Hinwendung auf die anderen Menschen gemeint, denen wir im Leben begegnen. Darin liegt auch die potenzielle Kraft, die ein Leben in Bezogenheit zu anderen gelingen lässt. Menschen, die in einer kleinen Wohnanlage am Stadtrand leben, erzählten diesbezüglich von generationenübergreifenden Hilfestellungen, wobei der Vorteil für die jüngere Generation auch gleichzeitig ein Gewinn für ältere Menschen war. Wenn der Parkplatz vor dem Haus zum Kinderspielplatz wird, dann zeigen etwa Pensionist*innen – aufgrund der vorhandenen Ressource Zeit – große Aufmerksamkeit und letztlich übernehmen sie auch Verantwortung dafür, dass der Fußball nicht über die öffentliche Straße rollt, sondern im eigenen Garten verbleibt. Und wenn der Internetanschluss im Homeoffice wieder

einmal nicht funktioniert, dann kann bei engeren sozialen Kontakten die Ressource der digitalen Kompetenz der Jüngeren gefragt und als sogenannte sachorientierte Hilfe in der Not wertvoll sein. Der Nachbar kann offenbar, mit Max Weber gesprochen (1980: 216), zu einem »typischen Nothelfer« in gewissen Lebenslagen werden. Menschen tun etwas für andere Menschen und dabei tun sie auch etwas für sich selbst und etwas ganz Bestimmtes und Wertvolles füreinander. Wer Hilfe annimmt, will nicht selten eine Kleinigkeit als *Dank* (z.B. ein kleines Geschenk) zurückgeben, und gleichzeitig wollen hilfebedürftige Menschen auch anderen nicht zur Last fallen (vgl. Fromm und Rosenkranz 2019: 111). Allerdings unterscheidet sich die spezielle Form des In-Beziehung-Tretens im Privaten von institutionalisierter Nachbarschaftshilfe. Und zwar dergestalt, als beispielsweise die Erfahrung von Verbundenheit andere Erlebnisqualitäten ermöglicht. Diese innigen, persönlichen Erfahrungen als gefühlsstarkes Erlebnis mit denselben Nachbar*innen, die jeden Tag vor Ort leben, hinterlassen andere Spuren der Verbundenheit (vgl. Mikula 2010: 100) als Personen, die ehrenamtlich einmal da und dann wieder dort – im Sinne der institutionalisierten Nachbarschaftshilfe – ihre Arbeit leisten. Eine weitere Verbindungsspur hat mit der Zunahme an Vertrauen bzw. mit dem Zutrauen zu tun, zukünftige Herausforderungen auch gemeinsam bewältigen zu können, weil man die Erfahrung von fürsorgeorientierter Hilfe oder sachorientierter Unterstützung in unmittelbarer Nähe und vor allem zeitnah gemacht hat. Wenn jüngere für ältere Nachbar*innen einkaufen gehen, den Müll entsorgen, Essen vor die Türe stellen, einen Blumenstrauß zur Aufmunterung ans Fensterbrett bringen, eine Geburtstagstorte für die Kinder backen (deren Eltern erkrankt in Quarantäne sind), dann entsteht eine emotionale Beziehung, die nachhaltig prägt und unter Umständen anhaltende positive Auswirkungen für die Zukunft hat. Denken wir etwa an die Vergabe eines Reserve- oder Postkastenschlüssels für die Wohnung oder das Haus, sozusagen für alle Fälle. Auch wenn diese Fälle dann nicht eintreten, der Schlüssel verbleibt in seinem *neuen* Depot und sorgt weiterhin für Sicherheit. Aufmerksamkeit und Wachsamkeit können auch dann bestehenbleiben, wenn die Ausnahmesituationen bereits bewältigt sind und der Alltag wieder eingekehrt ist. Wenn beispielsweise der Postkasten vor lauter Werbung übergeht oder der Papiermüll doch nicht in der Papiertonne, sondern daneben landet, dann bleibt dies unter Umständen auch in Zukunft nicht unbemerkt. Denn der aufmerksame Nachbar, der jetzt zwar nicht mehr das Rettungsauto auf dem Parkplatz beobachtet, hat doch den gemeinsamen Platz vor dem Haus im Blick.

4.4 Stadt und Land – Bekannte und Verwandte

Unterschiede in nachbarschaftlichen Beziehungsverhältnissen ergeben sich selbstverständlich auch durch die geographische Bedingtheit der Raumverhältnisse, die für Nähe und Distanz verantwortlich sind. Im städtischen Zusammenwohnen – denken wir etwa an kleinere Wohnanlagen im Vergleich zu großen städtischen Mehrparteienhäusern – spielt etwa die damit verbundene Anonymität und vielleicht sogar eine Art von Beziehungslosigkeit eine zentrale Rolle. Ebenso sind unter Umständen die Verhaltensnormen in einer Stadt im Vergleich zu einem Dorf andere, wie auch die moralischen Verpflichtungen zu gegenseitiger Hilfe. Doch an beiden Orten ist trotz oder gerade wegen der Differenz kein harmonisches und konfliktfreies Leben garantiert (vgl. Schmitz 2009: 70). Beide Orte sind jedenfalls ein »Experimentierfeld für Gemeinschaftlichkeit und Individualismus, Nähe und Distanz, für Öffentlichkeit und Privatheit, Anonymität und Intimität, für Ortsbindung und Entankerung zugleich« (Schnur 2012: 451). Weder im städtischen noch im ländlichen Bereich darf allerdings der voreilige Schluss gezogen werden, dass räumliche Nähe auch zu sozialer Interaktion führt. Räumliche Nähe bedingt noch keine soziale Nähe. In Hinblick auf nachbarschaftliche Austauschformen ist demgemäß, wenn man an die Differenz zwischen Stadt und Land denkt, Vorsicht in der Interpretation der Qualität nachbarschaftlicher Beziehungen geboten. Die ländliche Idylle mit einer funktionierenden Nachbarschaft kann genauso ein Trugbild sein wie die einsam in der Stadt lebenden Menschen. Was aber für beide Örtlichkeiten gilt, wenn ein Notfall eintritt: gefragt werden jene Personen, die am schnellsten erreichbar sind und tatsächlich helfen können. Eine auffallende Differenzierung ist zudem erwähnenswert, dass nämlich Unterstützungsleistungen am Land häufig durch die erweiterte Familie bzw. Verwandte erfolgen. Die Schwester, der Großvater wohnt vielleicht drei Häuser weiter oder im nächsten Dorf, während es in der Stadt oft keinen Opa oder keine Tante nebenan gibt und auch die Geschwister weiter voneinander entfernt wohnen. Räumliche Nähe, wenn sie zu einem sozialen Naheverhältnis wird, verleiht oft Sicherheit, gibt Halt und vermittelt ein beruhigendes Gefühl. Das bedeutet, dass Nachbar*innen als entfernte Bekannte, wenn es zu engen Kontakten kommt und wenn das Gefühl gemeinsamer Verbindung und Verbindlichkeit da ist, offenbar als Ersatz für Familie bzw. Verwandte gesehen werden. Offensichtlich macht es einen Unterschied zwischen Familie bzw. Verwandten und Bekannten bzw. Freund*innen. Auch wenn die Erbringung von Hilfen unter Nachbar*innen weit verbreitet ist, das zeigt auch die

Studie von Fromm und Rosenkranz (2019), ist sie nachrangig, wenn Personen aus dem internen familiären Netzwerk oder dem engeren Freundeskreis helfen können. Vorrangig wird also die Familie oder Verwandtschaft um Hilfe gebeten, und erst wenn diese nicht verfügbar sind, übernehmen Nachbar*innen kompensatorisch diese Aufgabe. Zeichnet Familie doch die fraglose und nicht hintergehbare Zusammengehörigkeit aus, ob sie sonst funktioniert oder nicht, während Freundschaften sozusagen Menschen meiner Wahl sind.

Wenn Nachbar*innen zu Bekannten werden und vielleicht sogar Freundschaften entstehen, dann realisiert sich im Zwischenmenschlichen etwas von dem, was Hannah Arendt (1960: 17ff) in ihren Schriften immer wieder eindrücklich formuliert hat: Auf der Grundlage dessen, dass das Private politisch ist, geht es um die Unersetzbarkeit und Einzigartigkeit der Individuen, um die Kontinuität des Gespräches, um den Versuch, andere Menschen zu verstehen, um die Verantwortung und das Interesse an einer gemeinsamen Welt und nicht zuletzt um die Bereitschaft, ein Stück eigene Lebenswelt mit anderen zu teilen.

5. Schlussbetrachtungen zum Nahraum Nachbarschaft

Die gegenwärtige gesellschaftliche Krise aufgrund der Corona-Pandemie, die alle Menschen unterschiedlich trifft und betrifft, hat verschiedene Auswirkungen auf den sozialen Zusammenhalt in unserer Gesellschaft. In dieser Zeit lassen sich vielfältige Formen der Vergemeinschaftung auch im Kontext der privaten Nachbarschaftshilfe erkennen. Zu wissen, in kritischen Ausnahmezuständen ist jemand in der Nachbarschaft da, hat Zeit und kann um Rat und/oder Hilfe gebeten werden, das stärkt das Zugehörigkeitsgefühl, schafft Vertrauen und fördert einen Verbindungssinn (vgl. Lehmann und Petzold 2017: 108). Diese spezielle Verbundenheit zeigt sich offenbar gerade in unvorhersehbaren, schwierigen Lebenssituationen und ermöglicht Nachbar*innen verschiedene Arten des In-Beziehung-Tretens zueinander zu versuchen. So kann, wenn nachbarschaftliche Kontaktaufnahme gelingt, ein Gegenentwurf zu vormals vorhandener Wahrung der Anonymität und Distanziertheit entstehen. Der Nachbar, der vorerst Fremde von nebenan, wird dann zu einem vertrauten Bekannten, vielleicht zu einem Freund oder einer Freundin. Aus einem distanzierten Nebeneinander-Wohnen kann so ein intensives, vertrauliches Nahe-bei-Wohnen werden.

Am Begriffsfeld *Fremd* konnte verdeutlicht werden, dass individuelles und kollektives Engagement in der Nachbarschaft einen Möglichkeitsraum darstellt, indem Fremdwahrnehmungen und Fremdheitserfahrungen einfach auch nur durch eine nette Geste oder einen aufmunternden Blick überwunden werden können. Als soziale Wesen sind wir alle immer wieder in unserer biographischen Lebensbewegung gefordert, unsere Position und Rolle auch in der Gemeinschaft zu finden. Das ist nicht so leicht: Obwohl es viele Gründe gibt, sich für *etwas* oder *jemanden* oder für ein *Miteinander* oder für die *Nachbarin* bzw. den *Nachbarn* zu engagieren. Mit dem Wissen und dem Bewusstsein, dass nichts an sich selbst fremd ist, gelingt es unter Umständen leichter, sich aktiv für andere Menschen einzusetzen. Nachbarschaftliche Begegnungen, die das Gefühl von Zugehörigkeit und emotionaler Berührtheit erzeugen, entstehen oft spontan, lassen sich auch nicht regulieren oder steuern und sind auch nicht vorab längerfristig planbar. Der in diesem Gedankengang erwähnte Nutzen hat nichts mit Berechenbarkeit, sondern vielmehr mit erlebter Sinnhaftigkeit zu tun. So gesehen kann Nachbarschaft zu einem sinnstiftenden Ort werden, an dem Menschen als vertraute Fremde auf bestimmte Zeit die sozialen Potenziale eines WIR erleben, indem Freude sichtbar und Dankbarkeit spürbar wird. Wenn aus dem Bewusstsein der Verantwortung für ein gelingendes Zusammenleben die Sorge um das Wohl des Nachbarn bzw. der Nachbarin von nebenan oder gegenüber wird, dann ist der *soziale Klebstoff* vorhanden, der schließlich die soziale Kohäsion stärkt und durch das Gefühl von gemeinschaftlicher Verbundenheit auch die integrierende Kraft in sich trägt, derartige krisenhafte Zeiten gemeinsam zu bewältigen.

Literatur

- Alle, Katrin, und Vera Kallfaß-de Frênes. »Nachbarschaft und Nachbarschaftlichkeit. Nachbarschaft in der soziologischen Forschung«, in: *Altern und Versorgung im nachbarschaftlichen Netz eines Wohnquartiers*, hg. von Sigrid Kallfaß, Wiesbaden: Springer VS, 2016, S. 11-40.
- Arendt, Hannah. *Zwischen Vergangenheit und Zukunft*, München: Piper, 2000.
- Arendt, Hannah. »Gedanken zu Lessing. Von der Menschlichkeit in finsternen Zeiten«, in: *Menschen in finsternen Zeiten*, hg. von Hannah Arendt, München: Piper, 1960, S. 17-48.

- Beck, Ulrich. *Die Risikogesellschaft. Auf dem Weg zu einer anderen Moderne*, Frankfurt a.M.: Edition Suhrkamp, 1986.
- Bude, Heinz. *Solidarität. Die Zukunft einer großen Idee*, München: Carl Hanser Verlag, 2019.
- Duerr, Hans-Peter. *Für eine zivile Gesellschaft. Beiträge zu unserer Zukunftsfähigkeit*, München: dtv-Verlag, 2000.
- Enquete-Kommission. *Abschlussbericht der Enquete-Kommission Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements. Auf dem Weg in eine zukunftsfähige Bürgergesellschaft*, Wiesbaden: Springer VS, 2002.
- Fromm, Sabine, und Doris Rosenkranz. *Unterstützung in der Nachbarschaft. Struktur und Potenziale für gesellschaftliche Kohäsion*, Wiesbaden: Springer VS, 2019.
- Hamm, Bernd. »Nachbarschaft«, in: *Großstadt: Soziologische Stichworte*, hg. von Hartmut Häußermann, Wiesbaden: Springer VS, 2000, S. 173-182.
- Hepp, Andrea. *Auf dem Weg zur digitalen Gesellschaft. Über die tiefgreifende Mediatisierung der sozialen Welt*, Köln: Harlem, 2021.
- Kafka, Franz. *Der Nachbar. Die Erzählungen aus dem Nachlaß (1904-1924)*, Frankfurt a.M.: Fischer Verlag, 1961.
- Keupp, Heiner. »Identitätskonstruktionen in der spätmodernen Gesellschaft. Riskante Chancen bei prekären Ressourcen«, in: *Zeitschrift für Psychodrama und Soziometrie*, Band 7, 2008, S. 291-308.
- Klein, Ansgar. *Der Diskurs der Zivilgesellschaft. Politische Hintergründe und demokratietheoretische Folgerungen*, Opladen: Leske + Budrich, 2001.
- Lehmann, Nadia, und Theodor Dierk Petzold. »Zugehörigkeitsgefühl in Therapie und Beratung«, in: *verbunden gesunden. Zugehörigkeitsgefühl und Salutogenese*, hg. von Christina Krause, Nadia Lehmann, Rüdiger-Felix Lorenz und Theodor Dierk Petzold, Heckenbeck: Verlag Gesunde Entwicklung, 2017, S. 108-124.
- Mecheril, Paul. *Migrationspädagogik*, Weinheim: Beltz Verlag, 2010.
- Meueler, Erhardt. »Fortbildung und Subjektentwicklung«, in: *Literatur und Forschungsreport Weiterbildung*, hg. von Ekkehard Nuissl, Christiane Schiersmann und Horst Siebert. Nr. 49, 2002, S. 49-68.
- Mikula, Regina. »Sozial-Kapital als Bedingungsfeld und studentisches Engagement als Möglichkeitsraum für individuelle und kollektive Veränderungsprozesse«, in: *Macht – Eigensinn – Engagement. Lernprozesse gesellschaftlicher Teilhabe*, hg. von Angela Pilch Ortega, Andrea Felbinger, Regina Mikula und Rudolf Egger, Wiesbaden: Springer VS, 2010, S. 99-118.

- Mikula, Regina, und Reinhard Lechner. *Figurationen biografischer Lernprozesse*, Wiesbaden: Springer VS, 2014.
- Müller, Bernhard. *Erosion der gesellschaftlichen Mitte. Mythen über die Mittelschicht – Zerklüftung der Lohnarbeit – Prekariisierung & Armut – Abstiegsängste*, Hamburg: VSA-Verlag, 2017.
- Nachtwey, Oliver. *Die Abstiegs-gesellschaft: Über das Aufbegehren in der regressiven Moderne*, Frankfurt a.M.: Edition Suhrkamp, 2016.
- Putnam, Robert D. *Gesellschaft und Gemeinsinn. Sozialkapital im internationalen Vergleich*, Gütersloh: Bertelmann Stiftung Verlag, 2001.
- Reuter, Julia, und Paul Mecheril (Hg.). *Schlüsselwerke der Migrationsforschung. Pionierstudien und Referenztheorien*, Wiesbaden: Springer VS, 2015.
- Rinofner-Kreidl, Sonja. *Solidarisch handeln*, in: <https://news.uni-graz.at/de/detail/article/rinofner-kreidl/>. Aufgerufen am 15. Feb. 2022.
- Rosa, Hartmut. *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp Taschenbuch, 2005.
- Schilling, Heinz. *Optionale Nachbarschaft: Nähe auf Distanz. Fremde Einheimische und Einheimische Fremde. Eine Spurensuche*, Forschung Frankfurt, 2016. https://www.forschung-frankfurt.uni-frankfurt.de/64239542/FoFra_2016_02_Lebenswelten_Optionale_Nachbarschaft.pdf. Aufgerufen am 18. Dezember 2021.
- Schmitz, Winfried. *Nachbarschaft und Dorfgemeinschaft. Im archaischen und klassischen Griechenland*, Berlin: Akademie-Verlag, 2009.
- Schnur, Olaf. »Nachbarschaft und Quartier«, in: *Handbuch Stadtsoziologie*, hg. von Frank Eckhart, Wiesbaden: Springer VS, 2012, S. 449-474.
- Schulze, Gerhard. *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*, Frankfurt a.M.: Campus Verlag, 1992.
- Siebel, Walter. »Nachbarschaft«, in: *fiph Journal*, Nr. 26, 2015, S. 11-17. https://www.reihenhaus.de/fileadmin/_Content/05_Magazin/01_Forschung/_Dateien/DRH-Nachbarschaft_Essay_Siebel.pdf. Aufgerufen am 23. Februar 2022.
- Valentin, Karl. »Die Fremden«, in: *Die Zukunft war früher auch besser. Gerade Gedanken eine Schrätgenkers*, hg. von Josef K. Pöllath, Wiesbaden: marix-verlag, 1940/2019, S. 80-82.
- Volkmer, Michael, und Karin Werner (Hg.). *Die Corona-Gesellschaft. Analysen zur Lage und Perspektiven für die Zukunft*, Bielefeld: transcript Verlag, 2021.
- Weber, Max. *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*, Tübingen: Johannes Winckelmann Studienausgabe, 1980.
- Weingart, Peter. *Wissenschaftssoziologie*, Bielefeld: transcript Verlag, 2003.